

Zeitschrift: Acta Tropica
Herausgeber: Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)
Band: 4 (1947)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen = Analyses = Reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

C. Rezensionen — Analyses — Reviews.

Alfred Bloch: Vers und Sprache im Altarabischen. *Acta Tropica, Supplementum 5, 1946.* Verlag für Recht und Gesellschaft AG., Basel. XII u. 160 S.

Dies Buch enthält eine schwere, aber der Wissenschaft sehr bekömmliche und wertvolle Kost. Es handelt von sprachwissenschaftlichen Problemen, die sich aus dem Studium der altarabischen Poesie ergeben. Von dieser Poesie sagt Th. Nöldeke, einer der größten deutschen Orientalisten der letzten hundert Jahre und einer der besten Kenner der altarabischen Dichtungen (in seiner Schrift «Fünf Mo'allaqāt», I, S. 2): «Wir sehen da, daß auf dem ungewöhnlich kargen Boden Arabiens, unter Hunger und Noth mancher Art, bei fast gänzlichem Mangel staatlichen Lebens und ewigen inneren Kämpfen, bei zum Theil sehr rohen Sitten ein eigenthümliches geistiges Leben erwachsen war, das manche zarte Blüthe trieb und dabei die Fähigkeit zu einem hohen Aufschwung der Energie in sich trug.»

Das Studium der altarabischen Poesie ist in den letzten Jahrzehnten zugunsten der Islamwissenschaft etwas in den Hintergrund getreten; und es ist daher um so mehr zu begrüßen, daß Dr. Bloch sich ihm so eingehend und gründlich gewidmet hat. Er geht jedoch weit über dies enge Fachgebiet hinaus, da er nicht nur mit dem Arabischen, sondern auch mit der Indogermanistik vertraut ist und für die Ergebnisse seiner Forschungen Parallelen aus dem Sanskrit, den klassischen Sprachen sowie gelegentlich auch aus dem Türkischen heranziehen kann. So ist sein Werk auf eine weitreichende Grundlage gestellt.

Das Buch ist in vier Abschnitte geteilt: I. Vers und Silbenbildung; II. Vers und Wortform; III. Vers und Wortakzent; IV. Vers und Wortstellung. Der erste Abschnitt ist nur kurz und weist im allgemeinen darauf hin, daß das Altarabische sich wohl unter allen Sprachen am besten für eine quantifizierende Metrik eignet, besonders auch im Unterschied vom Hebräischen; hier möchte ich auch auf die semitischen Sprachen Abessinien's verweisen, wo z. B. im Tigrē eine Metrik herrscht, die genau der hebräischen entspricht. Die kunstvollen arabischen Metra, die so streng innegehalten wurden, sind auch ein Beweis für die geistige Entwicklung des Volkes, das unter teilweise recht primitiven Lebensbedingungen sein Dasein führte. Für die Entstehung des Reimes war das Altarabische die gegebene Sprache, da keine andere Sprache so viele Möglichkeiten zu reinen Reimen geboten hat, wenn auch außerhalb des Arabischen schon in früher Zeit gelegentlich Gedichte mit Assonanzen am Ende der Verse vorkommen.

Im Abschnitt II wird in sehr instruktiver Weise ausgeführt, welche Wörter der prosaischen Sprache nicht in die Metra passen und wie gewisse Wörter und Formen wegen ihrer metrischen Verwendbarkeit bevorzugt werden. Abschnitt III handelt von der schwierigen Frage nach dem Iktus in der Poesie und dem Wortakzent in der Prosa, d. h. also davon, ob die Wörter in den Metren teilweise anders betont werden als in der gesprochenen, ungebundenen Rede, eine Frage, die auch die klassischen Philologen mehrfach beschäftigt hat. Der Verf. wird recht haben, wenn er S. 29 von der Iktuslosigkeit der arabischen Metrik spricht. Freilich treffen Versakzent und Wortakzent oft zusammen. Wenn ich

mir im Orient gelegentlich Verse vortragen ließ, kam nur der Wortakzent zur Geltung, so z. B. wurde der 1. Halbvers der Mo'allaga des Imru'ulqais betont *qifā nábki min dhikrā ḥabībīn wamanzīlī* (Paenultima von *manzīlī* nach ägyptischer Betonung). Ich hörte aber Lieder der Kameltreiber wie *šaufítak šaufít il-wazír mithl il-'išéb illī sauwā*, wo also das Redschez-Metrum $\cup - \cup - \cup - \cup -$ in ein akzentuierendes Metrum $\cdot / \cdot / \cdot / \cdot /$ übergegangen war ohne Rücksicht auf die Quantität; vgl. meine Neuarabische Volkspoesie, S. 12, und die Melodie dazu, ebd. S. 93. Die Betonung des Artikels *il-* kommt in Beduinendialekten vor. Und als ich einmal in Kairo ein von mir verfaßtes Gedicht im Tawil-Metrum skandierend vortrug, meinten Hörer, es sei ohne Metrum.

Abschnitt IV (S. 30—153) ist der Hauptteil des Buches: er ist eine syntaktische Musterleistung und enthält auch manche Verbesserungen zu Reckendorfs und Brockelmanns Darstellungen der arabischen Syntax. Hebräische und arabische Syntax werden in sehr lehrreicher Weise miteinander verglichen; ein sehr umfangreiches Material aus dem Alten Testament und aus der arabischen Literatur ist gesammelt und kritisch verarbeitet. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur gesagt, daß die verschiedenen Satzteile (grammatische Kategorien und Wortformen) daraufhin genau untersucht werden, in welcher Reihenfolge sie in der Prosa und in der Poesie gebraucht werden; ob die Satzzusammenhänge, die Hervorhebung einzelner Begriffe oder auch das Metrum entscheiden, wird dabei in überzeugender Weise ausgeführt. Und zum Schlusse folgt eine sehr erwünschte «Tabellarische Übersicht der wichtigsten Unterschiede zwischen prosaischer und poetischer Wortstellung im Arabischen». Auf S. 110 fällt der Verf. das bezeichnende Urteil: «Die syntaktisch nicht berechnete Spätstellung des Subjekts ist die häufigste durch den Reimzwang veranlaßte syntaktische Künstlichkeit der Dichtersprache.» Daß die vielen Zitate aus den arabischen Texten genau wiedergegeben und übersetzt sind, versteht sich bei der Arbeitsweise und den Kenntnissen des Verf. von selber; an zwei Stellen nahm ich einen kleinen Anstoß, fand aber, daß sie in den Nachträgen und Berichtigungen verbessert sind. Auf S. 146 würde ich bei dem Zitat aus 'Urwa ibn al-Ward der Lesung *qultu* (so Nöldeke und Hamāsa) den Vorzug vor *'aqūlu* (so Aḡānī) geben, da es sich um ein einmaliges Geschehen handelt; die erste Silbe des Versfußes kann hier am Versanfang ja fehlen. Daß der Verf. die bereits vorhandenen Darstellungen hebräischer und arabischer sowie klassischer Syntax und Metrik gewissenhaft verwertet hat, sei auch besonders hervorgehoben.

Oben wies ich auf die abessinische Metrik hin. Hier sei noch das Folgende bemerkt. S. 30 erwähnt der Verf. die besonders freie Wortstellung in der türkischen Kunstdichtung; dasselbe gilt von der äthiopischen Kunstdichtung. Ebenso ist die «Sperrung», d. h. die Trennung der Teile eines Satzgliedes durch andere Wörter (S. 114) in der äthiop. Kunstdichtung und in der Tigrē-Volksdichtung sehr gewöhnlich. Es wäre zu wünschen, daß nach dem Vorbilde des vorliegenden Buches die Dichtungen in den abessinischen Sprachen einmal untersucht würden; das Material dafür ist vorhanden, besonders umfangreich in den von mir herausgegebenen und übersetzten Tigrē-Liedern. Die Metrik dort ist freilich anderer Art; für die nur in der Dichtung gebräuchlichen Tigrē-Wörter mit den entsprechenden Wörtern der gewöhnlichen Sprache habe ich ein handschriftliches Verzeichnis.

Die arabischen und hebräischen Textstellen sind von Herrn D. Gerhard Lisowsky ganz ausgezeichnet kalligraphiert; bei den hebräischen Stellen hat man den Eindruck einer schönen Druckschrift. Dem Verf. gebührt der aufrichtige Dank der Wissenschaft.

E. Littmann.

Sten Rodhe: Deliver us from evil. Studies on the Vedic ideas of salvation. Skrifter utgivna av Svenska sällskapet för missionsforskning. Publications by the Swedish society for missionary research, No. 2. Lund und Kopenhagen, 1946.

Da alle indischen Religionen, wenn auch in sehr verschiedener Weise, Erlösungsreligionen sein wollen, ist es für ihr Verständnis von grundlegender Bedeutung, zu bestimmen, welches die Übel sind, von denen sich die Gläubigen zu befreien trachten, und durch welche Mittel dies geschieht. Alle Bearbeitungen des Buddhismus und des Hinduismus haben deshalb diese Frage in den Mittelpunkt gestellt; dagegen fehlte es bisher an einer Untersuchung dieses Problems für die vedische Zeit, und dies ist nicht verwunderlich, denn es tritt hier noch nicht so entscheidend hervor wie in den großen Religionen der späteren Zeit. Und doch ist es für das Verständnis derselben von größter Bedeutung, die ersten Ansätze des Erlösungsgedankens in Indien zu erfassen, und dies ist in der vorliegenden Untersuchung in vorbildlicher Weise geschehen. Was sie vor allem wertvoll macht und vor vielen anderen religionsgeschichtlichen Arbeiten auf indischem Gebiete auszeichnet, ist ihr genaues Eingehen auf die Bedeutungsentwicklung aller sprachlichen Ausdrücke der vedischen Literatur, die mit dem Erlösungsgedanken im engeren und weiteren Sinne zusammenhängen, denn nur auf diesem Wege konnte es gelingen, die Genesis desselben aufzuhellen. Dabei wendet sich der Verfasser mit Recht gegen die bisher übliche fast alleinige Berücksichtigung des Mythischen in der vedischen Religionsgeschichte und eine allzu schematische Abgrenzung ihrer Perioden. Viel wichtiger scheint ihm für das zu behandelnde Problem seine Verknüpfung mit jenen vier Stufen, in die das Leben des Inders höherer Kaste sich gliedert. Nachdem er zuerst als Brahmanenschüler in die heiligen Schriften eingeführt worden ist und dann als Hausvater eine Familie gegründet hat, zieht er sich zur Meditation in den Urwald zurück, um schließlich das Leben eines besitzlosen Wanderasketen zu führen. Die beiden letzten Lebensabschnitte bedingen somit eine gänzlich veränderte Einstellung zu den Gütern des Lebens und im weiteren Sinne zu allem, was als Gut oder Übel gilt; aus diesem Grunde sind die brahmanischen Lebensstufen für das Problem der Erlösung von entscheidender Bedeutung.

Während die indischen Religionen der klassischen Zeit als Heilsziel die Befreiung aus dem Kreislauf der Geburten verkünden, ist in den Liedern des Veda das Leben noch ein höchstes Gut, und die volle Dauer desselben — nach vedischer Auffassung eine solche von hundert Jahren — erstrebenswert; deshalb wird vor allem der vorzeitige Tod als Übel betrachtet, und dann alle menschlichen und dämonischen Feinde. Daneben kündigt sich aber bereits eine tiefere Auffassung des Übels an, von dem man befreit zu werden sich sehnt: die Sünde als Übertretung göttlicher Gebote, wie sie besonders von Varuna bestraft wird; an ihn wendet sich daher der Sänger des Veda um Vergebung derselben und Abwendung ihrer Folge, der Krankheit. Gegenüber dieser vertieften Fassung des Begriffs von Sünde und Strafe, die im Rigveda freilich eine so vereinzelt ist, daß man an Entlehnung aus dem mesopotamischen Kulturkreis gedacht hat, findet sich dann im Atharvaveda, dem Veda der Zaubersprüche, eine ganz äußerliche, welche die Sünde nur als eine von außen kommende Befleckung auffaßt, die man durch allerlei Reinigungszeremonien, insbesondere Wasserprozeduren, zu bannen sucht.

In den Upanishads, den sich an den Veda anschließenden Meditationstexten, tritt unter den Übeln die äußere Bedrohung ganz zurück, und dies er-

klärt sich, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, nicht so sehr aus ihrer späteren Entstehung, als aus einer ganz anderen Einstellung dem Leben gegenüber. Denn während die rituellen Texte des Veda für das Leben in der Dorfgemeinschaft bestimmt waren, sind die Upanishads Meditationstexte für den Waldeinsiedler, der alle Verantwortlichkeiten des Gemeinschaftslebens aufgegeben hat. Er hat keinen Besitz mehr, der ihm geraubt werden könnte, und weder feindlicher Zauber noch Krankheit berührt ihn, da er zum Tode bereit ist. Auch rituelle Werke sind jetzt nicht mehr nötig, denn die Befreiung vom Tode wird in einem erlösenden Wissen gesucht, in der intuitiven Gewißheit von der Einheit der Seele mit dem übersinnlichen Weltgrund, der jenseits aller irdischen Gegensätze wie Leben und Tod ist. Die Brahmanmystik der Upanishads läßt schließlich jedes Tun als Übel erscheinen, da es den Menschen immer aufs neue in das Karman verstrickt, der fortwirkenden Macht der Tat unterwirft, die zur Wiedergeburt führt. Das Übel, von dem man sich befreien will, ist hier das individuelle Dasein. Dadurch wird der Kreislauf der Geburten das eigentliche Weltübel, denn die Wiedergeburt wird erst dadurch zum Unglück, daß die Welt als solche verworfen und als Stätte des Leidens betrachtet wird. Was aber den Menschen an das Dasein kettet, ist die Begierde; sie aufzuheben ist die erste Voraussetzung zur Erlangung des erlösenden Wissens. Der Wissende, der die Einheit der Seele mit dem Brahman erkannt hat, schüttelt Gutes und Böses von sich ab.

Die Scheidung von Gemeinschaftsstufe und meditativem Leben, die uns im Gegensatz von Vedahymnen und Upanishads entgegentritt und dem Gedanken der Erlösung eine so verschiedene Ausprägung verlieh, scheint auf dem Boden Indiens schon sehr früh bestanden zu haben, zeigt doch schon die Induskultur, wie sie die Ausgrabungen im Indusdal und im Penjab erschlossen haben, in der Figur einer in Meditationsstellung sitzenden Gottheit das Urbild des Yogin, der sich aus allen menschlichen Bindungen befreit hat. Da die Induskultur unzweifelhaft vorarischer Herkunft und vielleicht mit der dravidischen verwandt ist, zeigt sich hier erstmals jene Symbiose arischen und vorarischen Wesens, welche die indische Kultur geformt hat und wohl auch an der Ausbildung eines meditativen, weltverneinenden Typus mitwirkte. Dieses Element ist dann nie aus der indischen Religiosität verschwunden und hat die Entstehung des Buddhismus und des Hinduismus entscheidend beeinflußt. Auch die vielbehandelten Erlösungslehren dieser Religionen würden von einer so sorgfältigen Analyse der Überlieferung, wie sie in der vorliegenden Schrift durchgeführt worden ist, noch manche Aufklärung erfahren, und es wäre zu begrüßen, wenn der Verfasser auch diesem Problem eine ebenso gut fundierte Behandlung widmen könnte.

Emil Abegg, Zürich.

Journal de la Société des Océanistes. Vol. I, Nr. 1. Paris, Musée de l'Homme. 1946.

Die rührige Société des Océanistes hat unter ihrem Präsidenten, Maurice Leenhardt, dem hochverdienten Erforscher der Kultur und Sprache von Neukaledonien, das erste Heft ihrer Zeitschrift herausgegeben. Es ist gewidmet den Mitgliedern des Stabes des Musée de l'Homme, A. Ropiteau, der im Kriege gefallen ist, und A. Lewitzky, der als einer der Gründer der Résistance 1942 erschossen worden ist.

Das über 200 Seiten starke Heft enthält Artikel über ganz Ozeanien, vor allem Neukaledonien, ethnologischer, anthropologischer und prähistorischer Natur. Es werden die Erwerbungen des Musée de l'Homme besprochen, ebenso

zahlreiche Publikationen über Ozeanien. *E. Reitman* hat eine eingehende Bibliographie über den ganzen Bereich ozeanischer Studien, auch Naturwissenschaften und Politik, zusammengestellt, so daß jeder, der sich irgendwie für Ozeanien interessiert, sich über sein besonderes Arbeitsgebiet unterrichten kann. Die Zeitschrift hat sich demnach ein sehr weites Feld abgesteckt, aber gerade darum wird sie nicht dem Ethnologen allein sehr nützlich sein.

Hoffentlich gelingt es, den vielversprechenden Anfang entsprechend dem gesetzten Ziele weiterzuentwickeln. *F. Speiser*, Basel.

J. E. Ash and Sophie Spitz: Pathology of tropical diseases. An atlas. (350 pages, 941 illustrations.) W. B. Saunders Co., Philadelphia and London, 1945.

Ce beau volume, richement illustré, représente l'un des résultats de l'étude minutieuse effectuée par le « Army Medical Museum » sur l'énorme matériel collectionné pour une bonne part au cours de la guerre. Les auteurs ont eu l'occasion d'examiner une quantité de cas de maladies tropicales et subtropicales, ils en donnent un aperçu clinique et épidémiologique sommaire et font porter le poids de leurs descriptions surtout sur l'anatomie pathologique et l'histopathologie. A leur idée, les documents qu'ils ont rassemblés sont destinés à guider les médecins coloniaux dans leur travail journalier, à attirer leur attention sur le diagnostic différentiel et sur l'intérêt qu'il y a à recueillir des documents anatomiques en pratiquant des autopsies comme contrôle nécessaire de toute observation clinique fatale. Ils démontrent « ad oculos » l'importance de l'anatomie pathologique pour la clinique.

Chaque chapitre comporte quelques indications générales sur les maladies traitées et une succession de planches, donnant un aperçu de la répartition géographique et une iconographie fort bien faite des lésions macroscopiques et microscopiques rencontrées dans les affections dont il s'agit. D'une façon générale, chaque lésion importante comporte une microphotographie à faible grossissement et plusieurs figures à fort grossissement, choisies de telle sorte que le lecteur s'oriente sans difficultés et reconnaisse aisément les détails utiles pour le diagnostic. Les auteurs se sont efforcés de n'apporter que des documents microphotographiques vraiment démonstratifs ; celui qui sait les difficultés qui se présentent en microphotographie reconnaîtra avec admiration le travail énorme et la patience qui ont présidé à la présentation de cet ouvrage dont l'importance est avant tout didactique.

Les différents chapitres sont d'ampleur très variable ; alors que certaines affections relativement rares comportent plusieurs planches, d'autres — à notre avis plus importantes, comme la maladie du sommeil — ne semblent pas avoir été étudiées à fond ; les photographies reproduites ne permettent du moins pas de se faire une idée complète des modifications pathologiques causées par *Trypanosoma gambiense*. Mais, en général l'exposé est, à part quelques détails, fort bien conduit, il a le grand avantage d'être clair et de ne pas s'embarrasser de détails inutiles. Il permet de s'orienter en un clin d'œil et l'étude des figures excellentes qui l'illustrent ne saurait être assez recommandée à tous ceux qui veulent s'initier à la pathologie tropicale. Relevons pour terminer que le chapitre décrivant les lésions dont sont responsables les nématodes et les trématodes offre un choix d'illustrations particulièrement saisissantes ainsi que des tableaux schématiques sur le développement des parasites parmi les meilleurs qui existent.

F. Roulet, Bâle.

Jean-G. Baer: Le Parasitisme. Edit. F. Rouge et C^{ie}, Lausanne 1946.

La Parasitologie est devenue un des chapitres les plus importants de la Biologie. Etroitement liée à l'Evolution et à l'Adaptation des êtres vivants, elle a apporté de multiples éléments à l'étude des théories darwiniennes. Le Parasitisme a attiré le Naturaliste qui recherchait l'origine des formes vivantes dont la phylogénie lui échappait complètement ; elle a intéressé le profane, sous un angle forcément anthropocentrique, et il payait aux parasites un tribut jugé justement abusif ! L'Etude de l'évolution des êtres vivants devait être complétée par cette évolution qu'est le passage de l'état libre à l'état de parasite. Toutes les classes d'animaux, des Protozoaires aux Invertébrés, fournissent des exemples de parasites dont le degré d'adaptation offre des variétés infinies de formes. C'est à travers cet immense domaine que nous conduit l'auteur, et il le fait avec une telle aisance que l'on reste émerveillé de voir le soin pris par la Nature pour assurer la pérennité de ses créations à travers les millénaires.

Mais l'auteur ne signale pas que des faits connus, il accumule les « questions ouvertes » et pose ainsi les germes de multiples recherches. Dans une série de chapitres illustrés d'exemples les plus suggestifs, il étudie l'adaptation des parasites à l'hôte. Il montre la complication de certains cycles évolutifs, la difficulté de fixer les rapports entre l'adaptation au parasitisme et le cycle évolutif, ce dernier phénomène, contrairement à une opinion parfois trop superficielle, n'étant pas la conséquence inéluctable du premier.

Le développement des Opalines, parasites des Batraciens, illustre le parallélisme des cycles évolutifs des parasites et de leurs hôtes. La présence chez les Termites de Flagellés démontre la stabilité de l'état de symbiose possible entre Protozoaires et Métazoaires, symbiose qui à travers le temps conserve son caractère sans la plus petite trace d'évolution vers le Parasitisme.

Dans le chapitre des Arthropodes, l'auteur étudie successivement les nombreux aspects du parasitisme chez les divers groupes de Crustacés. Nous apprenons quelles modifications profondes subit le corps du Crustacé qui le rendent méconnaissable vis-à-vis des formes parentes libres. Les antennes se sont garnies de griffes puissantes, les appendices buccaux régressent, des pseudopodes à ramifications nombreuses s'infiltrant dans les tissus de l'hôte pour y ancrer sans retour le parasite. Chez certains, le dimorphisme sexuel est poussé à l'extrême ; un tout petit être 10.000 fois plus petit que la femelle représente le mâle nain dont le pouvoir procréateur n'est certes pas diminué pour cela. Parmi les Cirripèdes, l'auteur décrit l'histoire curieuse de la Sacculine qui perd totalement ses caractères du genre pour acquérir le monstrueux aspect d'une boule de laquelle partent, dans tous les sens, des ramifications innombrables formant un système radiculaire touffu envahissant l'intérieur du malheureux crabe victime de cet étrange parasite. Ensuite ce sont les Tiques, bestioles hématophages strictes à tous les stades de leur développement. Elles sont exigeantes, il leur faut jusqu'à trois hôtes successifs, animaux à sang chaud de la même espèce ou d'espèces différentes.

De nombreux Acariens parasitent aussi les Insectes et s'accrochent aux ailes, aux pattes, à l'abdomen. D'autres, aux adaptations parasitaires plus accentuées, s'attaquent à l'Homme et aux Animaux qui portent poil ou plume : ce sont les Sarcoptes au corps aplati dorso-ventralement, les Demodex, au corps vermiforme. Nous en passons et... des meilleurs encore !... Les Insectes offrent des exemples nombreux des formes les plus variées du parasitisme ; les uns se gorgent de sang telles les Punaises, qui se contentent d'importuner

leur victime, juste le temps nécessaire pour leur soutirer quelques gouttes de sang ; d'autres sont permanents ; les Poux, les Morpions et les Puces conservent leur fidélité plutôt importune à une espèce animale. Si les circonstances les empêchent de retrouver leur hôte de prédilection, ils dominent leur répugnance, se gorgent tout de même, mais manifestent leur mécontentement par un refus absolu de pondre. L'auteur cite également les Mouches, agents des Myases, dont la biologie a été particulièrement bien étudiée par *E. Roubaud*. Il retrace aussi l'histoire de leurs proches parentes les Œstres, les Hypodermes, les Gastérophiles, les Hippobosques, etc.

Dans un chapitre intitulé « Les Parasites » *Baer* décrit les groupes exclusivement parasites à tous leurs stades de développement. Ce sont des Vers appartenant aux Acanthocéphales, aux Nématodes, aux Trématodes et aux Cestodes. La compétence du savant Parasitologue de l'Université de Neuchâtel en Helminthologie lui permet de grouper dans ces pages une foule de renseignements extrêmement intéressants sur l'évolution parasitaire des Invertébrés. *G. Baer* termine son ouvrage par trois chapitres sur la spécificité parasitaire, les actions réciproques des parasites sur leurs hôtes et sur l'origine même du parasitisme. L'auteur y aborde des problèmes essentiels qui nécessitent encore de multiples recherches de systématique, de génétique, de biologie.

D'excellents schémas facilitent la compréhension de cycles évolutifs parfois extrêmement compliqués ; de nombreuses figures nous révèlent les aspects les plus inattendus que peuvent prendre des êtres vivants ; des planches hors texte complètent cet enseignement magistral d'un des chapitres les plus passionnants de l'Histoire de la Vie. Enfin, soucieux de la réputation des êtres auxquels *G. Baer* a consacré sa vaste érudition, il les réhabilite en terminant son ouvrage par ces mots : « Le Parasite n'est pas un être anormal, exceptionnel, c'est un spécialiste ! » Nous sommes heureux de trouver dans le livre si riche de *Baer* une vue d'ensemble et nous en recommandons vivement l'étude à tous ceux qui abordent l'un ou l'autre des chapitres de cette vaste Science qu'est la Parasitologie.

H. Gaschen, Lausanne.

P. F. Russell, L. S. West, R. D. Manwell: Practical Malariology.
W. B. Saunders Company. Philadelphia, London, 1946.

Diese neueste, praktische «Malariologie» ist publiziert unter den Auspizien des «National Research Council», Abteilung Medizinische Wissenschaften, durch die drei Autoren: *Paul F. Russell*, Parasitologe der Rockefeller Foundation, *Luther S. West*, Biologe und Entomologe, North Michigan College, *Reginald D. Manwell*, Zoologe, Syracuse University, New York.

Sie umfaßt auf 585 Druckseiten das ganze, große Gebiet der Malariologie, nebst einem Anhang: Schlüssel zur Bestimmung der Anophelinen der ganzen Welt. Nach einer kurzen historischen Einleitung, welche das klassische Altertum, die Chinin-Entdeckung im 17. und 18. Jahrhundert, sowie die neuzeitliche wissenschaftliche Entwicklung schildert, folgen die 6 Kapitel (Section) I: der Parasit (64 pag.), II: Die Mücke (111 pag.), III: der Mensch (62 pag.), IV: Die Gemeinschaft (64 pag.), V: Prophylaxis und Kontrolle (159 pag.), VI: Therap. Malaria (16 pag.).

Wie ersichtlich, liegen die Akzente deutlich auf der parasitologischen, entomologischen Seite, sowie auf derjenigen der praktischen Prophylaxe und Kontrolle der Malaria. Diese Kapitel bearbeiten den weitschichtigen Stoff in einer zuvor wohl kaum erreichten Vollständigkeit, doch ohne weitschweifig zu werden, in klarer, stets das praktisch Wichtigste hervorhebender Darstellung. Be-

sonders gut gelungen erscheint das Kapitel IV: *Die Gemeinschaft* (Community), welches auf gedrängtem Raum eine Fülle schwer zugänglicher Tatsachen und Forschungsergebnisse aus Epidemiologie und Klimatologie in ihrem Zusammenhang mit der Bionomie der Anophelen und mit der im Menschen sich entwickelnden Immunität zusammenstellt.

In den Kapiteln über den *Parasiten* und die *Mücke* wird der Affen-, Vogel- und Kaltblüter-Malaria ein beträchtlicher Raum gewährt, in Anbetracht der Bedeutung dieser Objekte für das morphologische Studium der exoerythrocytären Formen, sowie für die Prüfung in vivo neuer synthetischer Chemotherapeutica. Sodann wird auch die Morphologie, Entwicklung und Verbreitung der Anophelen ausführlich behandelt. Hier wie in den andern Sektionen finden Technik und alle Laboratoriums-Methoden eingehende und gründliche Darstellung, wie es sich für eine praktische Malariologie von selbst versteht. Die farbigen Abbildungen, sowie Reproduktionen von Mikrophotos sind mit wenigen Ausnahmen klar und gut gelungen.

Das Kapitel III, «*Der Mensch*», enthält im Rahmen des ganzen Werkes in gedrängter Form eine Darstellung von Pathologie, Klinik, Therapie, Immunität, Latenz und Recidive der verschiedenen Formen der menschlichen Malaria, mit Anhang: Schwarzwasser-Fieber. Hier vermissen wir die Erwähnung der während der Anfälle fast konstant zu findenden Urobilinurie, welche bei negativem Blutbefund diagnostisch wertvoll sein kann, sowie eine der praktischen Bedeutung genügende Besprechung larvierter Formen, nach Schwinden der Parasitämie. — Die Richtlinien für die Verwendung des Chinins, sowie der neuen synthetischen Antimalarica, sind klar und deutlich. Die Ablehnung so altbewährter Adjuvantien wie Arsen, bzw. Salvarsan, dürfte dagegen manchem erfahrenen Therapeuten als etwas zu radikal vorkommen. — Der Abschnitt über Immunität, Latenz und Rückfälle enthält in kritischer Beleuchtung Altbekanntes und Neues (wie die mögliche Erklärung der Spätrückfälle durch exoerythrocytär sich entwickelnde Phasen des Plasmodiums) in anregender Synthese, speziell auch unter Herbeiziehen der Ergebnisse der englischen Schule (Beobachtungen an therapeutischer Malaria).

Das wichtigste Kapitel endlich: *Malaria-Prophylaxe* und *Kontrolle* in den verschiedenen endemischen Gebieten der ganzen Welt gibt eine vollständige Übersicht der heute zur Verfügung stehenden Bekämpfungsmaßnahmen; ihre rationelle, den wechselnden Verhältnissen verschiedener Länder angepaßte Anwendung und Planung, ihre Kosten und — last but not least — ihre Erfolge bei zielbewußter Durchführung während genügend langer Dauer. Neben den klassischen Erfolgen von Gorgas in Panama und von Malcolm Watson in Malaya sei erwähnt die gelungene, radikale Ausrottung des gefährlichen Überträgers *A. gambiae* in Nord-Brasilien, wohin sie aus West-Afrika eingeschleppt worden war. Vorzüglich gewählte und wiedergegebene Photographien von Mückenbrutstätten verschiedener ökologischer Art: an Küste und Flüssen, im Feld, in Berg- und Waldland, sowie aller Sorten von Entsumpfungs- und Regulierungswerken, wie Kanäle, Dämme usw., erhöhen durch anschauliche Belehrung den Wert des Textes in jedem Abschnitt. Ein besonderer Abschnitt ist der Malaria-Kontrolle in der Armee im Felde gewidmet. Betont wird die unerläßliche Notwendigkeit der Zuteilung von spezialisierten Equipen für die Malaria-Kontrolle zu den Stäben der Divisionen bzw. jeder selbständig operierenden Truppe in Malaria-Gebieten.

Im ganzen Werk, und besonders in diesem Kapitel über die Bekämpfung der Malaria in der Mücke und ihrer Brut, machen sich zwei Tendenzen geltend. Einmal die überall auf den praktischen Erfolg gerichtete Darstellung, welche theoretische Erwägungen oder Spekulationen bzw. Kontroversen nach

Möglichkeit vermeidet. Eine Pragmatik bester USA.-Tradition, welche wohl auch durch den Druck und die Anforderungen der großen Kriegsanstrengung noch verstärkt wurde. Dazu, zum zweiten, ein überall fühlbarer, ebenso echt amerikanischer *Optimismus*, welcher trotz aller sozialen, wirtschaftlichen und naturgegebenen Hindernisse und Schwierigkeiten den Glauben an mögliche Erfolge planmäßiger Malaria-Kontrolle in großem Ausmaß zum Ausdruck bringt. Einer vor dem Kriege in Europa vielfach vertretenen Ansicht, das Malaria-Problem erledige sich gewissermaßen von selbst durch Hebung der Volkswirtschaft und durch agrarische «Bonification», wird energisch entgegengetreten, und die unumgängliche Notwendigkeit zielgerichteter, planmäßiger Bekämpfung wird dargelegt. Dieser Optimismus wirkt ansteckend und festigt im Leser die Zuversicht oder doch die Hoffnung, daß den aufbauenden Kräften in allen Ländern durch Anwendung der heute zur Verfügung stehenden Mittel und Maßnahmen (worunter dem DDT eine große Rolle zufällt) die Eindämmung der durch die Kriegsfolgen vielerorts sich ausbreitenden Malaria gelingen möge. Mit Recht sagt R. B. Fosdick, der Präsident der Rockefeller Foundation, in seinem Vorwort zum vorliegenden Werk: Ohne internationale Zusammenarbeit ist die Malaria-Bekämpfung unmöglich, sie kann sich an keine Grenzen binden und wird dadurch zu einem Sammelpunkt und einigenden Faktor im Aufbau einer neuen Welt.

K. E. Surbek, Basel.

Margarete Oldevig: Im Sonnenland. Albert Müller Verlag AG., Rüslikon-Zch.

Wenn man selbst jahrelang als Pflanzersfrau in der afrikanischen Wildnis gelebt hat, dann legt man dieses Buch nicht aus der Hand, ohne daß noch einmal alle Erinnerungen an abenteuerliche Überraschungen, den Reichtum der Pflanzen, die Wunder der Tierwelt lebendig vor uns auftauchen. Margarete Oldevig, die mit bemerkenswerter Energie eine Reise durch Südwest-Afrika unternimmt, großen Mut und reges Interesse für Land und Leute im fernen Afrika an den Tag legt, entschließt sich, zusammen mit einer deutschen Frau, eine Schafzucht zu betreiben. Es geht hier um das Karakulschaf, jene persischen Schafaristokraten, Südwests schwarze Diamanten, die die glänzenden, schön gelockten Felle zu den bekannten kostbaren Persianermänteln liefern. Und dort, wo sie Freud und Leid einer solchen Tierfarm und das Farmerleben überhaupt kennenlernen und beschreibt, baut sie sich auch ihr eigenes Haus.

Sie lernt die Negerstämme, ihre Sitten und Gebräuche kennen, weiß Interessantes von den Buschmännern zu berichten, schildert anschaulich die Flora und die exotische Fauna ihrer afrikanischen Wahlheimat, mit einem Wort: Das Buch verrät eine große Liebe zum Leben und der Natur im afrikanischen Sonnenland, die im schönsten Sinne packt und ansteckt. Das Buch ist flüssig geschrieben und wird sicher manchen Auswanderer, der es auf Südwestafrika abgesehen hat, interessieren und anspornen zu einer Reise dorthin, wo er neben Enttäuschungen sicher auch viel Schönes und Wissenswertes sowie ein reiches Tätigkeitsfeld finden wird.

Antonie Hoffmann, Zürich.

Samuel Braun: Schiffahrten. Facsimile-Ausgabe. Ernst Reinhardt, Basel, 1946.

Die 1624 gedruckten «Schiffahrten» des Basler Bürgers und Wundarztes Samuel Braun stellen den ersten wissenschaftlichen Bericht in deutscher Sprache dar, welcher über Reisen an der Westküste Afrikas veröffentlicht wurde. Leider ist diese interessante Reisebeschreibung bald nach ihrer Ver-

öffentlichung wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Die phantasievollen Schilderungen anderer Autoren behagten dem Geschmack der Zeitgenossen des Basler Wundarztes besser. Angesichts des dokumentarischen Wertes der Ausführungen Brauns, der ohne jede Ausschmückung von seinen Eindrücken und Erlebnissen berichtet, ist es sehr begrüßenswert, daß sich der Verlag Reinhardt zur Neuausgabe des Büchleins in Form eines Facsimiledruckes entschloß.

Braun hat als Wundarzt in holländischen Diensten von 1611 bis 1620 drei Reisen an die westafrikanische Küste unternommen. Die erste Reise (1611 bis 1613) führte ihn nach Niederguinea, an die Loangoküste und die Mündung des Kongoflusses, die zweite (1614—1616) nach Oberguinea, an die Gold-, die Elfenbein- und die Sierraleone-Küste, die dritte endlich wiederum an die Goldküste. Hier war Samuel Braun während einiger Zeit als Wundarzt der Besatzung des wenige Jahre zuvor von den Holländern errichteten Forts Nassau bei Mouri tätig. Zwischen seinen Afrikareisen fuhr er auch zweimal ins Mittelmeer.

Die Schilderungen Brauns vermögen auch den heutigen Leser zu fesseln, nicht nur infolge ihrer Frische und der Originalität von Darstellung und Sprache. Sie vermitteln auch ein anschauliches Bild der Kämpfe zwischen Holland und dem damals mit Spanien in Personalunion vereinigten Portugal um den Einfluß in Westafrika. Braun macht uns auch mit der Tier- und Pflanzenwelt der von ihm bereisten Gebiete bekannt. Sein Hauptinteresse galt aber den Bewohnern des Landes, deren Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche er schildert. Wenn ihm auch der Blick des geschulten heutigen Ethnographen fehlte, sind seine Berichte dennoch von bleibendem dokumentarischem Wert. Daneben erfahren wir von Braun noch manches über den Handel, welchen die Holländer mit den Schwarzen trieben, und der Autor macht uns mit den Krankheiten bekannt, welche an der afrikanischen Westküste herrschten. Besonders anschaulich ist die Schilderung über den Medinawurm, von welchem auch die holländische Besatzung befallen wurde.

Ein treffliches, konzises Nachwort *Eduard Siebers* gibt dem Leser den kolonialhistorischen Rahmen, in welchen die Reisen Brauns zu stellen sind, und orientiert ihn über den Lebenslauf Brauns. Der gleichfalls von Sieber verfaßte Kommentar erleichtert das Verständnis mancher heute nicht mehr gebräuchlicher Ausdrücke und gibt die dringendsten sachlichen Erläuterungen.

W. Bodmer, Basel.
